

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

83]

Roman von C. Viebig.

Frau Nistemacher saß schon auf dem Sofa; ihre Jüngste, ein munteres Mädchen, stöberte im Zimmer herum. „Na, aber im Sommer.“ — Frau Julie sprach tröstend — „dann kommen wir öfter, dann betrachten wir das als Landpartie, nicht wahr, Gretchen? Du kommst doch gern zu Tante Elisabeth? — Sie wollte heute durchaus mit dem Kleinen Wilhelm spielen. Laß, Kind, laß, das darfst Du nicht anlassen!“

Elisabeth war auf die Estrade gesprungen und hatte dem Mädchen ihr Manuskript aus der Hand gerissen; es blätterte gerade neugierig darin. Man schickte Gretchen ins Kinderzimmer.

„Was ich sagen wollte.“ — Frau Nistemacher zog die Handschuhe aus und knöpfte den Mantel auf — „hast Du nicht Lust, Dir etwas Schweinefleisch einzupökeln und auch selbst Würst zu machen? Wir könnten uns zusammen ein kleines Schwein kaufen lassen, ich habe die Adresse von 'nem billigen Schlächter da in Deiner Gegend. Du willst nicht? Es macht ja etwas Arbeit, aber es schmeckt doch ganz anders und ist auch billiger.“

Elisabeth schüttelte den Kopf. „Ich habe keine Zeit.“ Sie fühlte, wie es ihr in jeder Fingerspitze zuckte, es riß sie mit Gewalt — dahin — dahin! Einen sehnsüchtigen Blick warf sie nach dem Schreibtisch.

„Ah so, Du schreibst wohl wieder?“ Julie Nistemacher schickte einen neugierigen Blick hinüber. „Was denn?“

Elisabeth zögerte mit der Antwort. Sie mochte nicht lägen, und Näheres mochte sie auch nicht sagen. „Ja, ich — ich schreibe“, erwiderte sie gepreßt.

„Also ein Geheimnis?! Früher warst Du nicht so zurückhaltend, da erfuhren wir gleich alles. Weißt Du noch, wie Du mit Deinen Arbeiten immer heruntergelaufen kamst? Du trauest Dich nicht, was aus der Hand zu geben, ehe mein Mann sein Urteil gefällt hatte. Lieber Gott, wie manchen Abend hat er noch spät darüber gesehnen! Ja, ja, das war eine schöne Zeit!“ Frau Julie schweifte in Erinnerungen; sie legte sich ins Sofa zurück, ihr frisches, vollwangiges Gesicht bekam einen elegischen Ausdruck. „Das war wirklich ideal, dieser geistige Austausch!“ Sie seufzte. „Ja, ja, es kommt manchmal im Leben ganz anders, als man denkt!“ Aufmunternd sah sie Elisabeth an. „Mein Mann sagt, Du solltest doch wieder mal was Größeres versuchen, 'nen Roman oder so was. Wenn Du verlegen um Stoffe bist, na, ich sage Dir, dann mußt Du Dich an meinen Mann wenden, der erlebt was! Seit Du verheiratet bist, ist es so still von Dir!“

„Ich habe ja verschiedenes Größeres geschrieben!“ Elisabeth wurde rot, sie glaubte aus Frau Nistemachers Worten eine versteckte Geringschätzung herauszuhören. „Du hast wohl mein letztes Buch vergessen!“

„Ach so, das! Ja, ich will Dir sagen“ — Frau Nistemacher besah ihre Nägel, und dann setzte sie sich in Positur — „da wir gerade davon sprechen, ich bin immer für Aufrichtigkeit — das wäre doch nicht mehr als recht gewesen, daß Du uns das Buch geschenkt hättest. „Laß doch“, sagte mein Mann, „ich werde es Dir kaufen.“ Aber nein, von meiner Freundin kann ich doch wohl die kleine Aufmerksamkeit erwarten! — Wir haben es nicht gelesen.“ Vorwurfsvoll sah sie Elisabeth an; diese sagte nichts. Frau Nistemacher fuhr fort in einem Ton, der sich allmählich mehr und mehr zuspitzte: „Das ist ja sehr schön, daß Du so ganz in Deinem Manne aufgeht, aber Du darfst doch Deine früheren Freunde nicht gänzlich vernachlässigen! Wenn ich bedenke, was wir für trauliche Stunden miteinander verlebt haben!“

Elisabeth reichte ihr die Hand. „Verzeih“, sagte sie müde. „Du hast recht, ich habe mich zu sehr eingesponnen. Ich habe keine Zeit.“ Es klang keimlos.

Frau Julie Nistemacher schnellte vom Sofa auf. „Ein Kind, die kleine Wirtschaft, und jetzt sogar zwei Mädchen. So gut habe ich es anfangs nicht gehabt, und ich habe die Kinder doch noch immer selbst genährt — was ist das für 'ne Plakerei! Du hast doch nicht so viel zu thun?“

„Ich habe nicht so viel zu thun“, wiederholte Elisabeth; ein herzzerreißendes Lächeln glitt über ihr Gesicht. „Ich hätte auch nicht so viel zu thun, wenn ich nicht —“ ihr Blick suchte wieder den Schreibtisch; dann senkte sie den Kopf.

„Na, Du brauchst doch nicht ums tägliche Brot zu schreiben, was sitzt Du denn den ganzen Tag am Schreibtisch? Sehr unrecht! Kopf oben!“ Frau Julie sagte sie unters Kinn. „Was warst Du für'n freisches Mädel!“

Elisabeth nickte nur.

„Du sitzt viel zu viel zu Hause, Du mußt Dich zerstreuen, öfter was mitmachen. Im Kaufmännischen Verein sind so reizende Välle; wir wollen auch mal zusammen in ein nettes Lustspiel gehen, so recht was zum Lachen, oder in den Cirkus, da ist es hübsch, und auch nicht so teuer. Du gefällst mir gar nicht!“ Sie legte den Arm um Elisabeths Schultern und sah sie besorgt an. „Du bist mager geworden, Du hast Schatten unter den Augen!“

„Ich hatte gerade gearbeitet!“

Frau Nistemacher hörte gar nicht. „Ei, Du bist doch noch verhältnismäßig 'ne junge Frau! Ein bißchen lebenslustig sein, hörst Du? Du bist das Deinem Mann schuldig. Die Männer sind nun mal so, sie wollen vergnügte Gesichter um sich sehen. Eine Frau hat sich's immer selber zuzuschreiben, wenn ein Mann sich von ihr abwendet.“

„Meinst Du?“ Wie ein plötzliches Erschrecken zuckte es durch Elisabeths matten Blick.

„Na, bei Deinem brauchst Du keine Angst zu haben, das ist ein Müsterehemann, aber es fiel mir auf — neulich begegnete er mir —, ich kann es Dir nicht verhehlen, er sah schlecht aus. Ich fragte nach Dir, da sagte er: „Meiner Frau geht's gut.“ — Aber er sagte das so traurig. Ihr habt Euch doch nicht gezaunt?“

„Oh nein!“ Elisabeth lachte, aber es war ein hartes, klangloses Lachen, und dann, wie sich bestimmend, fragte sie hastig: „Und Du findest, er sieht schlecht aus?“

„Sehr schlecht!“ Frau Julies rundes Gesicht zog sich in die Länge. „Miserabel! Wie hat der Mann in den paar Jahren gealtert! Wenn ich nur wüßte, was Ihr Leuten macht?“ Sie hob mit einem halb ernst, halb scherzhaften Lachen drohend den Finger. „Und dann klopfte sie der jungen Frau auf die Schulter. „Riegt nur erst zwei, drei Kinderchen, dann werdet Ihr wieder frischer!“

„Am Gotteswillen!“ Elisabeth sprang auf und lief wie von Angst gejagt im Zimmer hin und her. „Das wäre ein Unglück!“

„Na, wieso?“ Die andere sah verständnislos drein.

„Ich könnte nicht arbeiten!“ murrte Elisabeth tonlos. „Nein, nein!“ Abwehrend streckte sie die Hände aus.

„Aber psui!“ Frau Nistemacher erhob sich entrüstet vom Sofa. „So was zu sagen! Ich würde nicht doch der Sünde schämen! Also darum?! Der arme Mann! Das hätte ich nicht von Dir gedacht! Mächtest Du es nie bereuen!“ Sie knöpfte ihren Mantel zu und zog die Handschuhe an. „Meinst Du, Deinem Mann wären ein paar gesunde Kinder nicht lieber, als Deine ganze Schreiberi? Gretchen!“ Sie öffnete die Thür und rief nach ihrer Jüngsten; als sie keine Antwort erhielt, lief sie ins Kinderzimmer.

Elisabeth blieb allein zurück; sie stand mitten in der Stube und starrte auf den Teppich. Ihre Blicke bohrten sich ordentlich in das Muster ein; sie rührte sich nicht. Ihr Mann schreckt aussehend?! Ja, er sah schlecht aus. Hatte sie's nicht selbst schon bemerkt? Er hatte Falten auf der Stirn, Falten um den Mund, und das schöne Braun seiner Augen war ohne goldigen Glanz; er saß oft in Gedanken verloren, und dann seufzte er. Er that ihr leid; aber warum hatte er sie denn geheiratet?! Eine Frau wie sie war kein Spielzeug, sie mußte schreiben, schaffen und konnte keine Rücksicht nehmen. Wie Groll wollte es in ihr aufsteigen, und doch, sie konnte ihm nicht zürnen — ach, sie hatte es selbst so gewollt!

Jetzt zuckte sie zusammen, Frau Nistemachers Organ war wieder zu hören; sie kam aus der Kinderstube zurück und schäkerte noch im Gang mit dem Jungen. „Adieu, Wilhelmchen! Du armes Jungchen! Adieu!“

Warum sprach sie so? Armes Jungchen! Diese Zärtlichkeit hatte etwas Bedauerndes. Elisabeth riß die Thür auf, — da stand Frau Nistemacher und winkte heftig mit

Der zehnte Stuhl.

Eine Skizze aus dem Artistenleben.

Von Heinrich Lee.

beiden Armen; Mile hielt den zappelnden Knaben. „Adieu Wilhelmchen, adieu, mein armes Jungchen!“

„So ein süßes Kind!“ sagte Frau Julie immer noch in dem gleichen bedauernden Ton. „Bleibe bei mir, Gretchen!“ Sie nahm ihre Jüngste fest an die Hand. „Wir gehen jetzt.“

Elisabeth wollte dem Mädchen einen Apfel holen. „Nein, nein, laß nur.“ wehrte die Mutter, „wir wollen nicht bei der Arbeit stören! Komm, Gretchen, komm!“

Ehe sich die Entreetür schloß, sah Frau Kistmacher noch einmal in das Gesicht der jungen Frau, es war so blaß, so leidensvoll. Ihre Zuneigung gewann die Oberhand. „Adieu, Elisabeth, na, laß Dich bald bei uns sehen.“ sprach sie gutmütig. „Komm' doch mal abends mit Deinem Mann ganz gemütlich. Na sag, wann wollt ihr kommen?“

„Sowie ich mit meiner Arbeit fertig bin. Adieu.“ Elisabeth wollte die Thür schließen, eine zitternde Unruhe zog sie zurück zum Schreibtisch; sie konnte es kaum mehr aushalten.

Frau Kistmacher blieb noch stehen, jetzt war sie ernstlich böse. „Zuviel und immer arbeiten!“ grollte sie. „Früher ließt Du zu Gott und der Welt, und jetzt sitzt Du zu Hause wie angeschmiedet! Nimm's mir nicht übel, liebe Elisabeth, da giebt's auch noch andere, die etwas leisten, auch Damen, wirklich bedeutende! Ich lese ein himmlisches Buch von der Widmann — was die alles studiert hat! Und wie schön sie über die Pflichten der Ehe spricht! Drei Kinder hat sie auch, ist mir erzählt worden; die hat doch gewiß ganz anders zu thun als Du, und doch sehe ich sie schon alle Morgen früh mit ihrer Freundin, der berühmten Starzhynska, vorbeiradeln. Und im Frauenwohl, oder wo sonst was los ist, ist sie auch stets dabei. Hab Du Dich nur nicht so! Komm, Gretchen!“ Wie eine Gewitterwolke, gejagt vom Sturm, stob sie davon.

Nun konnte sich Elisabeth wieder an den Schreibtisch setzen. Da lockte das weiße Papier, die Feder steckte im Tintensatz, es war ganz still, heimlich-traulich im Zimmer; die Primeltöpfe, die Wilhelm neulich dort ans Fenster gestellt, fingen an, süß zu duften. Frühe Winterdämmerung schaute durch die Scheiben, stahl sich in jeden Winkel und lullte nach und nach alles ein.

Sie konnte nicht weiter schreiben; sie warf sich aufs Sofa mit einem Jammerlaut und drückte das Gesicht ins Polster. Sie fühlte sich namenlos elend, ihre Nerven waren wie auf Draht gespannt, man hatte ihren Geist auf die Folter gespannt. Wäre die doch nicht gekommen! Nicht genug, daß sie sie herausgerissen hatte aus der schönsten Schaffensfreude, nein, jetzt war sie ganz verzweifelt. Sie wand sich in Qualen; in ihrem Kopf war ein unentwirrbares Chaos von Sehnsucht, Schmerz, Jörn, Bier und Selbstbortwürfen — das zuckte, das zerrte, das drängte, das nagte, das bohrte, das stieß — es war, um den Verstand zu verlieren! Was thun? Sie preßte beide Hände gegen die Schläfen und stöhnte. Dann lag sie auf dem Rücken, regungslos wie ein Scheit Holz, die Augen geschlossen, die Hände geballt, ganz hingenommen von ihren Gedanken.

Es wurde ganz dunkel. War sie eingeschlummert? Eine dumpfe Bewußtlosigkeit umfing sie; sie träumte von ihrem Stück — so ging der zweite Akt weiter, ja, so war er gut, sehr gut! So mußte der Schluß sein. — Ah, was war es für eine Erleichterung, das von der Seele zu haben! Es atmete sich besser, der furchtbare Druck des Werdens, der Tag und Nacht auf der Seele lag, war gewichen; so sanft schlug das Herz, so ruhig ging der Atem — aus, ein — ein, aus —

Mit jähem Schreck fuhr Elisabeth auf. Bertha stand dicht vor ihr. Sie trug die Küchenlampe in der Hand; der gelbe Blinder warf einen unangenehmen, den Augen wehthuenden Schein.

„Ich sag's ja immer, die Lampe brennt scheußlich.“ sagte Bertha. „Das wir hier keinen Gas haben, in herrschaftliche Wohnungen ist das doch immer. Ach, Madam“ — das Mädchen war gutmütig — „haben Sie sich erschreckt?“

„Nein, nein!“ Elisabeth war schon auf den Füßen. „Was ist passiert?“

„Jarnischt!“ Bertha sah ihre Dame verwundert an. „Wenn Frau Ebel nu mal in die Küche kommen möchten — ich kann mir nich kümmern, ich habe noch mit die Wäsche zu thun, und der Herr wird gleich kommen.“ — — —

(Fortsetzung folgt.)

„Thomson! Na, wieder allright?“ sagte der Agent erfreut, als plötzlich Thomson wieder in sein Bureau trat.

Thomson sah noch etwas blaß aus. Er hatte acht Wochen im Krankenhaus gelegen, in Gips. Er hatte Malheur gehabt, er hatte sich „wehgethan“, wie der Artist sagt, wenn ihm etwas zustößt, daß er davon ins Liegen kommt. Als „Brothers Tomson“ hatten er und ein Kollege zusammen Parterrearbeit gemacht — Thomson als „Obermann“. Bei einem Doppelsalto auf die Schulter dieses seines Untermanns war er falsch gelandet, gestürzt und hatte sich dabei den Scheitel verlegt. Jetzt war er also wieder hergestellt. Wenigstens so gut wie hergestellt. Nur im Knöchelgelenk, in der Sehne war noch eine Schwäche zurückgeblieben.

„Dann warten Sie doch noch!“ sagte der Agent.

Thomson lachte gezwungen.

„Barten!“

Er hatte eine schwindelartige Frau und ein zweijähriges Kind. Im Krankenhaus war sein letztes Geld darauf gegangen. Er mußte wieder anfangen — und zwar sofort!

Uebrigens sprach er nicht englisch, sondern deutsch. Thomson war nur sein Cirkusname. Parterrearbeiter, namentlich Springer, sind fast immer Deutsche.

Es handelte sich also um ein sogleich anzutretendes Engagement. Nur noch ein paar Tage „Probieren“, das heißt Ueben — und Thomson war vollkommen wieder fit.

Er wollte wie früher wieder „allein“ gehen. Um sich wieder mit einem Kollegen zusammenzutun, dazu war, weil man sich erst mit einander einzuarbeiten hatte, keine Zeit. Er wollte also wieder als Springklohn gehen. Natürlich nur in ein erstes Geschäft.

„Das ist doch bloß die Eitelkeit bei Ihnen, Thomson.“ sagte der Agent — „lassen Sie mich doch mit den ersten Geschäften zufrieden. Dort ist doch bloß noch die Pantomime was. Denken Sie denn, die machen sich was aus Ihnen? Da hab' ich die Herrons gehabt, es sind die besten Reiterinnen der Welt und haben den Namen. Vor zwanzig Jahren hätte Renz noch wer weiß was für sie gezahlt. Heute fragt niemand nach ihnen — wenigstens dort nicht, weil das Publikum nicht danach fragt. Und das sind doch noch Weiber und dabei brillante Erscheinungen. Ich würde Ihnen überhaupt vorschlagen, in kein Geschäft mehr, sondern ins Variétés zu gehen. Wenigstens ist die Gage doch noch besser.“

Das ging selbstverständlich nicht. Thomson war eben vorläufig allein. Zum Variétés hätte er noch mindestens einen Kollegen gebraucht.

Der Agent blätterte in einem Buch.

„Wie wärs mit Schneider?“ fragte er.

„Der hat doch ein Tent!“

Allerdings, Schneider war nur ein herumziehender großer Zeltcircus. So etwas paßte Thomson eben nicht. Er bildete sich nur einmal ein, daß er für einen Tent zu gut sei.

„Hätten Sie noch drei Tage Zeit?“ fragte endlich der Agent — „wenn Sie wollen, geb' ich Ihnen einen Vorschuß!“

Drei Tage konnte Thomson allenfalls noch warten. Für den Vorschuß dankte er indessen.

„Ich werd' also telegraphieren. Bleibt Ihre Nummer so?“

Der Agent meinte Thomsons alte und in Artistenkreisen wohlbekannte Sensationsnummer.

„Ja“, erwiderte Thomson.

„Haben Sie noch ein Litho?“

Thomson zog aus seiner Westentasche eine zusammengefaltete große buntsfarbige Lithographie hervor, worauf er mit dieser seiner Nummer abgebildet war. Zehn Stühle standen hintereinander gereiht, und Thomson floh im Rückwärtsalto über die ganze Reihe hinweg. Sehr häufig läßt sich der Artist auf seinen Lithos in Uebertreibungen ergehen, und die darauf illustrierte Nummer existiert nur in der Phantasie. Was Thomson jedoch versprach, das hielt er.

„Zehn Stück?“ fragte der Agent.

„Ja.“

Der Agent behielt das Litho da, und Thomson verabschiedete sich vorläufig.

Thomson wohnte mit seiner Familie Chambre garnie. Als er nach Hause kam, sah seine Frau, das Kind auf dem Schoße haltend, am Fenster. Sie hatte ihn schon kommen sehen.

Thomson erzählte, daß er in drei Tagen Bescheid erhalten würde. Er nahm sein Kind auf den Arm und küßte es. Frau Thomson hustete.

„Bekomm' ich Vorschuß“, sagte Thomson — „von Lihmann wollt' ich keinen nehmen, obwohl er mir welchen angeboten hat — dann geschieht, was der Arzt gesagt hat. Dann reißt Du nach Italien, gleich, noch bevor es kalt wird.“

„Wenn es dazu reicht“, erwiderte Frau Thomson sanftmütig.

„Ich geh' doch nur in ein erstes Geschäft und mache meine alte Nummer wieder auf“, entgegnete Thomson bestimmt — „Lihmann hat mir dummes Zeug erzählen wollen. Wenn ich die alte Nummer wieder aufmach', sie ist jetzt wieder so gut wie neu, bekomm' ich auch die Gage danach. Dann wird es eben reichen und dann reißt Du.“

„Aber Dein Fuß! Er ist zu der Nummer doch noch zu schwach!“
 „Schwach! Er schmerzt bloß noch etwas. Darauf kommt's nicht an. Sieh mal, wie sie sich freut!“

Thomson meinte sein Kind. Es war ein Mädchen. Er hielt es hoch in die Höh, und das kleine Ding jauchzte vor Lust.

„Sie wird zu wild. Nachher schläft sie nicht,“ sagte Frau Thomson, und ihre Augen leuchteten in Mutterglück.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

— Den Orang-Utang Peter, der aus der Schönbrunner Menagerie entsprungen war, hat man glücklich wieder eingefangen. In welcher Weise dies geschah, erzählt die „N. Fr. Pr.“ in ihrem Montag-Abendblatt: Man hatte gehofft, daß der ausgiebige Regen, welcher gestern früh fiel, den Peter zur Raision bringen würde, aber er verkroch sich nur tiefer in sein Nest, deckte sich mit mehr Blättern zu und ließ es regnen. Nun war aber die von ihm angerichtete Baumverwüstung so arg, daß man ernstlich daran gehen mußte, ihn einzufangen. Alle acht gewandten „Baumtrager“ unter den Gartenschülern wurden requiriert, und man begann nach gründlicher Absperrung des Publikums, das sich schon am frühesten Morgen eingefunden, einen wohlüberlegten Plan auszuführen. Peter wurde vorerst von der höchsten Platane, in der er seinen Wohnsitz aufgeschlagen, auf eine danebenstehende, ebenfalls hohe Linde gejagt, und an der Platane wurden die Äste abgesägt, um ihm den Nidzug abzuschneiden. Nun wurde er auf eine in der Nähe stehende Esche getrieben, und die Äste der Linde wurden verläßt. Man hatte ihn nun auf einem isolierten Baume, in dessen höchster Krone er sich niedersetzte und in fünf Minuten ein schönes Nest erbaut hatte, das man aber zerstören mußte, denn er verschanzte sich darin. Zur Sicherheit besetzten Steiger die umliegenden Bäume und die drei beherztesten, welche sich selbst dazu erbieten, bestiegen die Esche, zuerst mittels einer Leiter und dann mit Steigeisen. Sie versuchten, mit langen Stangen Peter aus der Baumkrone herauszutreiben. Er riß Zweige ab und bombardierte seine Angreifer. Als sie ihn sahen, warfen sie ein starkes Stricknetz nach ihm — er fing es auf, riß es in Stücke und warf es den Leuten ins Gesicht. Nun versuchten sie es mit einem Laß; das parierte er mehreremale mit der Hand. Dann versing sich der Strick in einem Ast, und man wollte ihn schon preisgeben, da kam der Affe hervor, neigte ihn geschickt los und warf ihn den Leuten zu. Nun entschlossen sich die drei, in die Krone zu klettern, wobei sie aber natürlich im Nachteil waren, denn eine Hand brauchten sie, um sich anzuhalten, während der Affe das mit einem Fuß besorgte. Als die drei Männer dem Affen nahelamen, entwickelte sich sofort ein erbitterter Faustkampf. Man schlug auf das erbitterte Tier los, und der Affe hieb einem Steiger zwei regelrechte Ohrfeigen ins Gesicht, zu denen er ausholte und die so klafften, daß man sie am Fuße des Baumes hörte. Als ein Mann es wagte, den isolierten Ast, auf dem der Affe saß, abzuhaue, fing er sich an einem tiefer gelegenen Ast und biß den Angreifer durch den Stiefel ins Bein. Nun nahm einer eine Peitsche und schlug nach ihm — der Affe, den ein Gieb traf, riß einen großen Zweig ab und deckte sich damit den Rücken zu, und nun schien er die Schläge nicht mehr zu spüren. Als alle diese Versuche resultatlos angestellt waren, griff man zum letzten Mittel, zum Feuer. Berg wurde in Petroleum getränkt und brennend an einer langen Stange in den Wipfel des Baumes gehalten. Als er die Flammen und den Rauch sah, kam er sofort herunter auf die unteren Äste. Er war nun sehr böse geworden, suchte und suchte eine Gelegenheit, seinen Angreifern beizukommen. Ein Steiger hielt eine Feuerwehrafadel brennend in der Hand und trieb ihn mit einem Stod von Ast zu Ast. Peter wollte einem ihm aus nächster Nähe Angreifenden ins Gesicht fahren, da ließ sich dieser fallen und fing sich an einem tiefer liegenden Ast, ein Turnerstüchchen, das alle, die es beobachteten, mit Schrecken und Bewunderung erfüllte. Als Peter ganz nahe bei der angelehnten Leiter war, bekam er plötzlich einen neuen Wutanfall, machte Kehrt und fuhr auf den Mann mit der Fadel los, nach der er mit der rechten Hand haschte. Dabei fiel ihm ein Tropfen brennendes Pech auf die Schulter, das seine langen schwarzen Haare anzündete, die er aber mit großer Geschicklichkeit im Nu löschte. Von allen Seiten bedrängt, sprang er nun auf die Leiter, in deren Mitte sein Väter stand, den er umschlang, wahrscheinlich um ihn anzugreifen. Dieser warf die Leiter um, und fiel so mit samt dem Affen in das unten ausgebreitete Netz, auf das sich nun das ganze auf diesen Augenblick harrende Personal stürzte. Der Affe schlug um sich, traf diesen und jenen und biß einem Vogelwärter zwei Finger der Hand bis auf den Knochen durch. Im Nege verwickelt, wurde er in den Holzstäbe gesteckt, in dem er die Meise aus Singapore gemacht hat. Als er sich wieder im großen Käfig am Ententeich befand, geberdete er sich wie wütend und suchte alle Winkel ab, ob er nicht entkommen könnte. Sein Futter hat er aber nicht verschmäht, sondern sich Feigen und Datteln, Reis und Kaffee sehr gut schmecken lassen. Merk-würdigerweise will er von seiner warmen Decke, die er früher sehr liebte, nichts mehr wissen. An der Gesundheit hat ihm die Landpartie nicht geschadet, wohl aber am guten Humor, er hat einen sehr gereizten, trogigen Ausdruck und ist ununterbrochen in der übelsten Laune. —

— Und da soll einer noch sagen, daß wir nicht in einer Zeit der Internationale leben! Der Engländer Shakespeare ließ sein Trauerspiel „Hamlet“ in Dänemark spielen; zwei Franzosen machten daraus ein Lustspiel, ein dritter Franzose, Ambroise Thomas, baute darauf seine große Oper „Hamlet“; der Deutsche W. Langhans überlegte uns diesen Text; das aus Alldentschland zusammengeholte Operpersonal des Direktors Max Heinrich führte das Stück am 31. Juli d. J. in der den Berlinern wohlbekanntem märkischen Stadt Schloßdorf (vulgo Charlottenburg) im Theater des Westens auf; alle singen deutsch, nur einer singt italienisch, Signor Mario L. Fumagalli vom königlichen Argentina-Theater zu Rom“ als Gast. Es gehört ein gutes Stück Abhärtung und Verhärtung des berufsmäßigen Theaterbesuchers dazu, um diese längst nicht mehr ungewöhnliche Sprachmischung zur höheren Ehre der Kunst und ihrer Forderung der Einheitslichkeit eines Eindrucks — ertragen zu können. Allein nicht genug an der Sprachverdoppelung: nun auch die Zweifelhait der Spielweise! Dort der italienische Opernheld, voll des großen, theatralischen Pathos, mit den oft tigerhaften, aber stets künstlerisch abgerundeten und sicher beherrschten Bewegungen, in den Partien, da Hamlet sich verstellte, von einer geradezu grotesken Tragik, in der großen Scene der Ueberführung des Königs von wilderer Dramatik und sofort nachher durch Kunststücken eines neuropathischen Judens der Finger und des Mundwinkels seine eigene Auffassung der Rolle verzerrend, im Gesang von einer prächtigen Deutlichkeit der Aussprache und von einer posamenhaften Stimmfülle, die gleichsam in den Tiefen dieses elastischen Körpers zu sitzen scheint. Hier die gemessenen Deutschen, mit viel kleineren, weniger runden und weniger sicher beherrschten aber ruhigeren Bewegungen; selten einer schlecht, aber kaum einer nennenswert ob selbständiger Auffassung; keine Kunststücke, wenig Temperament, viel Können und Wollen; der Gesang selten süßig, oft undeutlich, der Ton durchschnittlich weiter nach vorn und überhaupt etwas kindlicher. Es war noch ein Gast da, die in diesem Ensemble schon bekannte Frau K. Engel-Sewing aus Hamrover als Ophelia, rein stimmlich lechhafter Beachtung würdig, als neben dem in jeder Beziehung „sett gedruckten“ Gast übrig blieb. Zu diesem bildete den wenigst krassen Gegensatz Martha Bergmann als Königin, die sich gedulbig herumreißen ließ und einen ziemlich guten dramatischen Sopran abgab. Robert Blaz als König hätte immerhin mit dem Italiener eine Wette versuchen können, wer den andern in der Boden singt; er war aber vermutlich zu taktvoll dazu. Das Uebrige machte sich annehmbar, den nur einmal gar nicht überirdischen „Geist“ ausgenommen. — Ueber die bekannte Komposition selber, mit welcher der vielverdiente Thomas den Hamlet in die Opernbreite gezogen hat, brauchen wir uns heute nicht mehr ereifern: sie ist eben eine französische „Große Oper“, doch so vornehm gehalten, daß sie noch immer Muster abgeben kann.

Allmählich machen unsere Theater ihre Ankündigungen für den Winter. Die von Max Hespauer im Theater des Westens verspricht einen Reichtum, so herabwiegend, daß die Besorgnis vor dem umgekehrten Verhältnis, in dem zu dieser Quantität die Qualität stehen könnte, zurückgedrängt wird. In erster Reihe die klassische „Spieloper“, das ist allein schon außerordentlich viel wert. — 82.

Erziehung und Unterricht.

gk. Wie die Kinder über Strafen denken. Die Strafen, die bei der Erziehung der Kinder in Anwendung zu bringen sind, stehen augenblicklich wieder im Vordergrund der Diskussion. Lehrer und Eltern, Gelehrte und Praktiker werden befragt und lassen ihre Meinung hören. Daran, sich an die Kinder selbst zu wenden, um von ihnen vielleicht direkt herauszubekommen, welches ihr Empfinden in dieser Angelegenheit ist, hat man bei uns nicht gedacht, das blieb den Engländern vorbehalten. In London erregt ein Vortrag Aufsehen, den Professor Barnes vor einigen Tagen über „die Stellung der Kinder zur Strafe“ hielt. Er erhält besonderes Interesse durch eine Art Umfrage, die Professor Barnes im Laufe der letzten zehn Jahre bei 3000 Kindern in Kalifornien, Chicago und London veranstaltet hat, und deren Ergebnisse in dem Vortrag wiedergegeben werden. Seine Methode bestand darin, die Kinder in den Schulen über diesbezügliche, ihnen leicht verständliche Fragen Aufsätze schreiben zu lassen. So lautete das erste derartige Thema zum Beispiel: „Beschreibt eine Strafe, die Ihr zu unrecht empfangen habt.“ Die Kinder beklagen sich nun in ihren Antworten fast allgemein über Strafen, die sie für Unordnung oder Unruhe empfangen hatten. Nur ein Viertel der Vergehen war rein negativ, sie hatten nicht gethan, was sie sollten; drei Viertel waren Fälle falsch gerichteter Energie. Das beweist, wie schwer es ist, für die Kinder ein geeignetes Verhältnissfeld ihrer Energie zu finden. Die Strafen bestanden in Schlägen, Einsperren und Schelte. Es wurde sodann den Kindern folgende Frage zur Entscheidung vorgelegt: „Zwei Diebe brachen in ein Haus ein; der eine von ihnen entkam mit der Beute, der andere wurde erwischt. Die gesetzliche Strafe für dieses Verbrechen ist 5 Jahre Gefängnis. Was würdet Ihr mit dem ertappten Dieb gethan haben, wenn Ihr die Richter gewesen wäret?“ Das Resultat der Antworten war, daß mit sieben, acht oder neun Jahren noch das Kind sich durchaus nicht mit der gesetzlichen Festschreibung der Strafen einverstanden er-

Märte. Alle Arten von Strafen wurden verlangt, nur nicht die, die das Gesetz vorschrieb. Mit 10 und 11 Jahren verurtheilten nur 3—4 Proz. der Kinder den Dieb zu 5 Jahren Gefängnis; mit 12 und 13 etwa 50 Proz. Bei Fünfzehnjährigen oder Sechszehnjährigen konnte man dagegen Bemerkungen lesen, wie: „Da das Gesetz 5 Jahre Gefängnis als Strafe für das Verbrechen festsetzt, würde ich denselben Urtheilspruch fällen.“ Dieselbe Beobachtung lehrt bei den verschiedenartigsten Fragen wieder, auch bei solchen, die sich auf reine Schulangelegenheiten beziehen. Die jüngeren Kinder wollten allgemein die festgesetzte Strafe nicht verhängen, während die älteren die Tendenz zeigten, mehr nach der Regel zu urtheilen. Die Strafen scheinen dabei das Gesetz bereitwilliger anzuerkennen als die Mädchen. Am interessantesten und ausführlichsten gestalten sich die Antworten in Betreff des folgenden Vorfalls: Ein vierjähriges Mädchen bekam zum Geburtstag einen Tischkasten geschenkt. Als ihre Eltern nicht im Zimmer waren, bemalte sie sorgfältig die Stühle im Salon, und als sie damit fertig war, rief sie ihre Mutter: „Mammi, komm und sieh, wie schön ich die Stühle gemacht habe.“ Den Schülern wurde nun die Frage gestellt, was sie an Stelle der Mutter mit dem Kinde gethan hätten. Für jede Altersstufe ergaben sich gradezu typische Antworten. Mit 8 Jahren lautete das Verdict fast allgemein: „Wenn ich die Mutter gewesen wäre, hätte ich sie geschlagen.“ Mit 9 Jahren: „Ich würde ihr eine gute Tracht Prügel gegeben und ihr dann verzeihen haben.“ Mit 10 Jahren ist man noch rigoros: „Ich hätte dem Kinde das Malzeug fortgenommen, es geschlagen und dann zu Bett geschickt und am folgenden Tage hätte ich es nicht auszugehen lassen.“ Mit 11 Jahren: „In ihrem nächsten Geburtstag hätte ich ihr nichts geschenkt und ihr überhaupt kein Spielzeug gegeben, bis sie besser damit umgehen könnte. Wenn sie alt genug wäre, würde ich sie die Stühle bezahlen lassen, die sie verdorben hat.“ Mit 12 Jahren: „Ich hätte sie sehr gescholten und ihr den Tischkasten fortgenommen, bis sie ihn gebrauchen kann.“ Hier macht sich schon die Erkenntnis bemerkbar, daß das Kind hätte angeleitet werden müssen. Mit 13 Jahren ist man schon sehr weise: „Wäre ich die Mutter des Kindes gewesen, hätte ich ihr den Malkasten gar nicht gekauft. Ich glaube übrigens, daß, wenn die Stühle gründlich abgesehert werden, die Farbe ganz verschwindet. Was das Kind anbetrifft, so hätte ich ihr einen Klaps gegeben, aber sie war nicht alt genug, um es besser zu wissen.“ Mit 14 Jahren endlich: „Das Kind zu bestrafen wäre sehr hart und ungerecht. Man sollte dem Kind erklären, warum es so etwas nicht thun darf.“ —

Geologisches.

—en. Der Riesenkater Mauna Loa auf Hawaii ist seit dem 4. Juli ds. Js. wieder in Thätigkeit, und ein mächtiger Lavaström ergießt sich nach Norden in der Richtung auf den Hafen Hilo. Die Besatzung des kürzlich in San Francisco angelangten Dampfers „Australia“ berichtet, daß der Ausbruch diesmal so fürchterlich eingeleitet habe, daß die ganze Spitze des Berges fortgeblasen worden sei. Beim Verlassen des Hafens Hilo sei das Schiff durch eine schwere Kreuzsee gekommen, deren Entstehung auf untermeerische Erdbeben zurückgeführt werden müsse. Die Spitze des Mauna Loa ist oder vielmehr war ein Lavasegel von 13 700 Fuß Höhe über dem Meerespiegel. Der Krater besaß in seiner tiefsten Terrasse eine Breite von 8000 Fuß, und von hier aus erhoben sich senkrechte Mauern aus geschichteter Lava auf der einen Seite zu einer Höhe von 784 Fuß über der Lavasfläche des Kraterbodens. Bei dieser Gelegenheit ist es angebracht, auf die früheren Ausbrüche des Vulkans, der mit seinem Geschwisterberg Kilauea den ungeheuersten Vulkanberg der Erde bildet, mit einigen Worten zurückzukommen. Diese Vulkane zeichnen sich hauptsächlich durch zwei Eigenarten aus: einmal durch die Häufigkeit und das periodische Eintreten der Ausbrüche und dann durch die Leichtflüchtigkeit und außerordentliche Masse der ausgießenden Lava. Gewöhnlich merken die Bewohner des umgebenden Landes den Eintritt eines Ausbruches erst daran, daß sich der Himmel von einem gewaltigen Feuerchein rötet, welcher die im Krater emporsteigende Lavaglut widerpiegelt. Erdbeben und Auswürfe von vulkanischen Bomben pflegen den Ausbruch im allgemeinen nicht einzuleiten, so daß diese Naturereignisse für die umwohnenden Menschen im großen und ganzen gefahrlos verlaufen. Der Krater des Mauna Loa, der übrigens in seiner vollen Ausdehnung 13 Kilometer in der Länge und 10 Kilometer in der Breite mißt — die obigen Zahlen bezogen sich nur auf den eigentlichen Kraterboden — ist eine der gewaltigsten Naturerscheinungen der Erde, zumal zur Zeit eines Ausbruches. Dann wird der Kraterboden überall lebendig, glühende Massen brechen hervor und steigen langsam an den Wänden des Kraters in die Höhe, einzelne Bomben und Schladen schießen durch die Luft, und hier und da sprigen feurige Garben und Fontänen bis zu einer Höhe auf, gegen die die Thürme des Kölner Doms zwerghaft erscheinen würden. Die Lavamassen, die der Krater bei einer einzigen Eruption nach außen ergießt, übersteigen beinahe jede Vorstellung. Selbst ein mäßiger Ausbruch fördert ebensoviel glutflüssiges Material aus der Kiefense an die Oberfläche, als der Jesu seit den berühmtesten Tagen von Pompeji und Herculaneum ausgestoßen hat. Der berühmte jetzt ver-

storbene amerikanische Geologe James Dana, der zu den hervorragendsten Begründern des wissenschaftlichen Vulkanismus zu rechnen ist, maß den im Jahre 1852 aus dem Mauna Loa ergossenen Lavaström zu 32 Kilometer Länge und schätzte seine Masse auf 10½ Milliarden Kubikfuß, aber schon zwei Jahre darauf trat ein neuer Lavaström aus dem Krater, der den vorigen noch um 10 Kilometer übertraf, und im Jahre 1859 entstand gar ein Ström von 56 Kilometer Länge. Um eine Vorstellung von der ungeheuerlichen Ausdehnung solcher Lavaströme zu erhalten, möge man sich daran erinnern, daß der größte Gletscherstrom der Schweiz, der große Aletschgletscher, eine Länge von 23 Kilometer besitzt. — Nach neueren Messungen bedecken die Eruptionen des Vulkans Mauna Loa die ganze Insel Hawaii mit einer dichten Rauchwolke, die hunderte von Meilen auf See noch bemerkbar ist. Man ist geneigt, diesen Vulkanausbruch mit der erneuten größeren Ausdehnung und Helligkeit der leuchtenden Nachtwolken in Verbindung zu bringen. Beim Ausbruch des Krakatoa (August 1883) konnten ungewöhnliche Lichterscheinungen bis in sehr nördliche Breiten beobachtet werden. —

Humoristisches.

— Wahrische Landtagswahlen. Bauer: „So schön hann ma's gar nie, als wie vor die Wahlen. Da Pfarra hoast ins „treue katholische Christen“, da Bezirksamtman hoast ins „Schlägen des Thrones“ und die „kernige Landbevölkerung“; bal aba die Wahlen vorbei san, hoast's ins alle zwaa wieda „g'schweerte Bauernammel.“ —

— Gewissenhafte Berechnung. „So, meine Herrschaften, das ist die sogenannte „Schöne Aussicht“!“ „Ganz hübsch... aber 5 M. Zücherlohn sind doch ein wenig zu viel für das bishen Aussicht!“ „Ja, hier ist ja nur die Hälfte zu seh'n. Geh'n S' nur amal auf die and're Seit'n von der Hält'n — da sehn S' auch noch um 2 M. 50.“ —

— Die Tausend-Thaler-Bahn. Als man anfing, in Deutschland Eisenbahnen zu bauen, war der Herzog von Anhalt-Dernburg einer der wüthendsten Hasser dieser „Eisenstraßen“; er hielt sein Ländchen jeder Durchführung einer Bahnlinie streng verschlossen. Als er indes eines Tages bei einer Reise in einem benachbarten Staat zum erstenmal eine Eisenbahn und deren Betrieb sah, imponierte Serenissimo die Sache so gewaltig, daß er sich zu dem Ausspruch verließ: „Jetzt muß ich eine Eisenbahn in meinem Land haben und wenn sie mich tausend Thaler kosten sollte!“ —

Notizen.

— Die philosophische Fakultät der Universität zu Göttingen hat folgende Preisaufgabe gestellt: „Eine Geschichte der Buchdruckerkunst in Deutschland seit Erfindung der Buchdruckerkunst, besonders seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts.“ Als erster Preis sind 1700, als zweiter Preis 680 M. ausgesetzt. —

— Thomas a Kempis (gest. 1471), dem berühmten Mystiker, der die zu den verbreitetsten Büchern gehörende „Nachfolge Christi“ geschrieben hat, soll in seiner Vaterstadt Kempen ein Denkmal errichtet werden. —

— Der Maler Hugo König ist im Alter von 43 Jahren in seiner Vaterstadt Dresden, in der er Heilung von einem Herzleiden suchte, gestorben. Er war eines der thätigsten Mitglieder der Münchener Sezession; innerhalb dieser hatte er sich eng an den feinsinnigen Landschaftler Ludwig Dill angeschlossen, in der kleinen Gruppe der „Dachauer“ hat er im Beginn des vorigen Jahres auch in Berlin ausgestellt. Sein Gebiet war die Landschaft und das Interieur, in dem sich kleine Szenen meist aus dem Leben der Kinder abspielen, Bilder von weicher schöner Farbenstimmung; daß er aber auch sein Ziel weiter steckte und machtvolle Bilder zu gestalten wußte, ist den Lesern der „Neuen Welt“ von dem letzten Neujahrsbilde her bekannt, in dem er die kleinen Pöcher des Türmers auf der Plattform des Münchener Petersturmes darstellte, während tief unten die in der düstern grauen Schneedecke versinkenden Dächer der Stadt liegen. —

— In Wörtschhofen wird am 6. August ein Kueipp-Denkmal enthüllt werden. —

c. Ein in England lebender Holländer, der sich ausschließlich mit der Züchtung von Nachtvögeln, besonders der Eulen beschäftigt, hat eine Sammlung von mehr als dreihundert Eulen von allen bekannten Arten. Da die Sammlung jetzt vollständig ist, hat er eine Nachtvogel-Sammlung unternommen. —

t. Die Rosenernte in Bulgarien ist jetzt beendet, ebenso die Destillation des Rosenöls. Die in diesem Jahre gewonnene Menge bleibt um 200 Kilogramm hinter der des Vorjahres zurück. Die Menge von 200 Kilogramm erscheint gering, da aber jedes Gramm Rosenöl einen Wert von etwa 2 M. besitzt, so beläuft sich der Ausfall auf gegen 400 000 M. Der Preis für Rosenessenz ist in diesem Jahre reichend gestiegen, und in allen großen Städten Europas ist die Nachfrage in Zunahme begriffen. —